

17.01.1900

Stadtbühne: Oper.

Martha, oder der Markt von Richmond,

romantisch-komische Oper in 4 Akten (nach St. Georges)

von W. Friedrich, Musik von Friedrich von Flotow.

Als Tertianer stand ich am 27. Januar 1883 auf dem Darmstädter Friedhofe an einem Grabe, in das man einen der, wie ich überzeugt war, größten Tondichter der Gegenwart versenkte. Ich hatte den alten Herrn mit langem weißem Haar selbst noch oft mit scheuer Ehrfurcht gesehen, und als ein gleichaltriger Mitschüler im Konservatorium – aus dem inzwischen auch nichts geworden – wegen seines beträchtlichen Klaviertalentes der Ehre teilhaftig geworden, dem Herrn von Flotow in seiner Villa nahe den „Hirschköpfen“ am Kranichsteiner Park, die Martha-Uvertüre vorzuspielen, da war ich das einzige Mal in meinem Leben neidisch. Heute frage ich mich erstaunt, ob das Debut eines Engagement suchenden Spieltenors wirklich ein ausreichender Vorwand ist, diese fade Operette noch ins zwanzigste Jahrhundert hinüber zu bugsieren.

Die Oper hatte am 25. November 1847 ihre Erstaufführung erlebt, und wenige Monate später, unmittelbar vor Ausbruch der Revolution, in Berlin einen ungewöhnlichen Erfolg gehabt. Man wird jetzt kaum mehr begreifen, daß dieses größtenteils so seichte und saloppe Werk einem „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ ernsthaft die Bühnen streitig machen konnte. Seine Seichtigkeit ist, wenn auch nicht zu rechtfertigen, so doch zu verstehen, wenn man weiß, daß – wie Riemann in seinem „Opernhandbuch“ mitteilt, – größere Teile der Musik ursprünglich zu einem Ballet „Lady Henriette“ von St.-Georges komponiert war, zu dem Flotow in Gemeinschaft mit zwei anderen Komponisten die Musik geliefert hatte, und das am 21. Februar 1844 – zehn Monate, ehe Flotow in Deutschland mit dem „Stradella“ debütierte – in Paris zur Erstaufführung gelangt war.

Das Textbuch ist zwar ganz geschickt und bühnenwirksam aufgebaut, aber doch so echte und schlechte Opernmache, daß es über die heillose Langweiligkeit und Fadheit der Musik nicht hinwegzutäuschen vermag, von der Unwahrscheinlichkeit des Stoffes ganz zu schweigen. In der Stilllosigkeit und simplen Mache der Partitur, die allerdings fast durch die Anspruchslosigkeit der Erfindung noch übertroffen werden, berührt der Versuch, einmal kontrapunktisch zu kommen und zwei Themen zusammenzukleben, am Schluß der Uvertüre unsagbar komisch. Besonders verübeln muß man dem Komponisten, daß er die schöne schottische Volksweise von der letzten Rose so trivialisiert und vermiest. Daß Flotow seine Studien in Frankreich gemacht und uns in seinem „Alessandro Stradella“ eine gute, vielleicht sogar im 20. Jahrhundert noch genießbare Spieloper gegeben, daß er eine gewisse Grazie besitzt, wurde bei der gestrigen Aufführung durch die Einschlebung einer recht brutalen ekelhaften deutschen Ballettmusik nichtwürdiger Art dem Hörer drastisch zum Bewußtsein gebracht. Es ist unerfindlich, wie Regie und musikalische Leitung sich dazu verstehen konnten, solch unanständige Musik, die völlig auf dem Nivo der hier anscheinend unausweichlichen Schauspielzwischenaktsohrschindereien steht, einem Opernpublikum zu bieten. Natürlich hatte das Ballett starken Applaus.

Doch um zu dem traurigen Anlaß der ganzen anachronistischen Darbietung zu gelangen: Herr Jadowker vom Kölner Stadt-Theater möchte gern Nachfolger des Herrn Thate werden. Hoffen wir das Beste, und das wäre, daß Herr Jadowker zu einem tüchtigen Meister geht und was Tüchtiges lernt und dann wieder kommt. Bis dahin werden wir uns wohl besser ohne ihn behelfen, während ich glaube, daß er in 2-3 Jahren eine gute Acquisition – in Anbetracht des notorischen Tenoristenmangels – sein kann. Vorläufig sitzt seine Stimme im tiefen Keller, und er hat auch nicht etwas bloß einen „Klops“, sondern einen ganz ausgewachsenen „Knödel“. Seine Stimme verspricht bei ihrem dunklen Timbre und der ziemlich leicht ansprechenden Höhe unter geeigneter Anleitung schön zu werden, aber mit dieser Möglichkeit oder auch Wahrscheinlichkeit ist einer Bühne, wie der unsrigen, nicht gedient. An sonstigen technischen Mängeln ist insbesondere das leidige Aspirieren der Vokale bei Melismen auch hier wieder zu konstatieren; ich führe, da der Herr hier fremd ist, ein Beispiel an – meinen Lesern ist die Sache schon zum Ueberdruß bekannt -: „Wahas“ statt „was“. In der Aussprache stört die beständige Anlehnung an einen heutzutage nicht sehr beliebten Jargon. Besonders das „s“ klang sehr stark nach dem englischen „th.“ Das Spiel beschränkte sich im wesentlichen auf etwa drei stereotype Gesten. Im Affekt hatte es einen stark komischen Beigeschmack. Das nicht sehr zahlreiche Publikum spendete dem Debutanten trotz alledem lebhaften Beifall, schien sogar nicht übel Lust zu haben, die mit Recht so beliebte Arie „Ach so fromm“

zweimal zu hören – wenigstens wurde der Sänger danach zweimal hervorgeklatscht, was mehr für die Unverwüstlichkeit der niedlichen Nummer, als für sein gesangliches Können oder das Gesangsverständnis der Begeisterten spricht. Doch der schlappe Lionel ist vielleicht nicht geeignet zu einem Debut, zumal, wenn, wie behauptet wird, der Sänger die Rolle zum erstenmal dargestellt haben sollte. Warten wir daher noch mit Ergebung den Tamino ab. Es ist freilich „häßlich eingerichtet“, daß man genötigt wird, innerhalb 14 Tagen dreimal über dieselbe Oper in drei verschiedenen Besetzungen zu schreiben; doch diesmal mögen die verschiedenen Erkrankungen als mindernder Umstand angerechnet werden.

Fräulein Lachmann war als „Lady“ für das verunglückte Fräulein Rollan eingesprungen und führte die ihr aus ihrem früheren Wirkenskreis vertraute Partie mit all ihrem großen Können und ihrer darstellerischen Grazie durch. In Fräulein Saak stand ihr eine reizende, humorvolle und gute Nancy zur Seite. Man sollte nicht meinen, daß die Künstlerin diese Partie zum ersten Male darstellte, soviel Scharm und technisches Können gab sie darin. Reizend waren die zweistimmigen Koloraturen mit der Lady im ersten Akt und überraschend hübsch ihr Triller. Von den übrigen Darstellern sind Herr Röbe als Tristan und Herr Wilhelmi als Plumkett lobend hervorzuheben. Letzterer bereitete mir eine freudige Ueberraschung durch einige Koloraturen ohne den Knüppeldamm der Aspiration. Er scheint also an sich zu arbeiten, und das ist ein erfreuliches Zeichen. Mit einigen hübschen Falsettimitationen der Alttöne erzielte er drollige Wirkungen. Sein Spiel war munter und hübsch wie meist. Die Stimmen der beiden Paare verschmolzen sich in den Quartettsätzen sehr glücklich mitsammen. Orchester und Chor waren unter Leitung des Herrn Kapellmeister Kupfer tüchtig, die kleinen Rollen in geeigneten Händen.

Zum Schluß noch eine Bemerkung, von der ich zweifelhaft bin, ob sie an die Adresse der Regie oder der Scheuerfrau zu richten ist. So realistisch braucht der Waldboden nicht wiedergegeben zu werden, daß die Schleppkleider der Jägerinnen – wohl als Reitkleider gedacht – dicke Staubwolken aufwirbeln! Da wundert man sich, wenn beim Knieen die Trikots schmutzig werden!